
Interdisziplinäre Wirtschaftsgeschichte

Rezension von: Eckart Schremmer
(Hrsg.), Wirtschafts- und
Sozialgeschichte. Gegenstand und
Methode, Vierteljahrschrift für Sozial-
und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 145,
Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1998, 227
Seiten, öS 555,-.

Entgegen der Dominanz neoklassischer Ansätze in der Wirtschaftspolitik westlicher Industriestaaten in den letzten Jahren, mehrt sich in den Wirtschaftswissenschaften zunehmend die Kritik am neoklassischen Paradigma. Es kommt wohl nicht ganz von ungefähr, daß eine der derzeit einflußreichsten Gegenpositionen prominent von einem wirtschaftshistorisch argumentierenden Ökonomen, Douglass C. North, vertreten wird, dessen institutionengeschichtlicher Ansatz immer größere Akzeptanz findet. Die "institutions" bei North können freilich auch als erster Schritt einer neuen Wirtschaftsgeschichte bzw. Ökonomie verstanden werden, die sich vom homo oeconomicus im klassischen Sinn verabschiedet und der Komplexität wirtschaftlichen Handelns durch Interdisziplinarität gerecht zu werden versucht. Dies dokumentiert eindrucksvoll der vorliegende Tagungsband, der Beiträge von Historikern unterschiedlichster Provenienz - Mediävisten, Anthropometriker, Kulturwissenschaftler - versammelt. Im folgenden sollen im wesentlichen drei Beiträge herausgegriffen werden, die die Fruchtbarkeit interdisziplinärer Ansätze in der Wirtschaftsgeschichte veranschaulichen.

In einem äußerst anregenden Beitrag versucht Clemens Wischermann die Theorie des institutionellen Wandels, die Felix Butschek in einem weiteren Beitrag

im Überblick darstellt, mit der von Jan Assmann entwickelten Theorie des "kulturellen Gedächtnisses" in Verbindung und zu einer Synthese zu bringen. In Anlehnung an Assmann schlägt Wischermann vor, wirtschaftliches Handeln als Resultat zeitgebundener Sinnentwürfe, die ökonomische Entwicklungen entscheidend mitbestimmen, zu interpretieren. Diese Sinnentwürfe, dieses "kulturelle Gedächtnis", besitzen eine gar nicht zu überschätzende stabilisierende gesellschaftliche Kraft. U.a. in der Wirtschaft werden diese Sinnentwürfe insbesondere durch das weite Feld "formloser Beschränkungen" in Form von nicht kodifizierten spezifischen Verhaltensregeln und Konventionen wirksam. "Kultur prägt also Institutionen, die Kooperationsbeschränkungen überwinden helfen." (S. 48)

Dieser originelle Weg, die ökonomische Rolle von Kultur zu beleuchten, hilft eines der zentralen Defizite des institutionenökonomischen Ansatzes zu überwinden, denn dieser reduziert Kultur auf das bloße Problem der Koordinierung massenhaft vorhandener Informationen. Was die Wirtschaftsgeschichte und die Wirtschaftswissenschaften im allgemeinen also von der Kulturwissenschaft lernen können, ist die Vieldeutigkeit der Weitergabe von Information, ihre Einbindung in Sinnhorizonte, die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit (Berger, Luckmann).

Ein solcher kulturwissenschaftlicher Zugang läßt auch das "Wunder Europa" in einem neuen wirtschaftshistorischen Licht erscheinen. Anonyme Kräfte der "Marktgesellschaft" erklären es viel weniger als die massenhafte individuelle Internalisierung grundlegender sozialer und kultureller Werte, eine spezifische (Wirtschafts-)Ethik, deren Wurzeln nicht nur im "Geist des Protestantismus" gesucht werden müssen.

Für die Wirtschaftsgeschichte und die Ökonomie, aber auch für die Kulturwissenschaften, ergibt sich daraus die For-

derung nach einem Forschungsprogramm, das ungeschriebene Regeln, daß was Peter L. Berger als "Wirtschaftskultur" - jener soziokulturelle Kontext, in dem wirtschaftliche Tätigkeiten und Einrichtungen existieren - bezeichnet, zum Gegenstand der Forschung macht. Es wäre aber wohl nicht ganz im Sinne eines kulturwissenschaftlichen Zugangs, wenn man sich ausschließlich des funktionalistischen Ansatzes bedienen würde. Vielmehr sollte auch die in der neuen Kulturgeschichte entwickelten hermeneutischen Methoden Verwendung finden. Daß dies eine schwierige Aufgabe sein wird, die manchmal an einen nicht zu überwindenden Mangel an Quellen stößt, ist klar. Es wäre aber sicher den Versuch wert.

Die Frage, welches denn der "normale" Industrialisierungspfad in die Moderne gewesen ist, greift Rainer Fremdling, in kritischer Hinterfragung des Ansatzes von Alexander Gerschenkron, in einem Essay auf. Er kommt zur Conclusio, daß "economic backwardness" den spezifischen Weg mancher Ökonomien zu entwickelten Industriegesellschaften nicht in ausreichender Weise kennzeichnet. Vielmehr habe es sich, so Fremdling, ganz im Sinn der Neuen Institutionenökonomie, um durchaus effiziente Anpassungen an spezifische Rahmenbedingungen gehandelt, die durch Konvergenz- und Divergenzphasen gekennzeichnet waren. Ein von Fremdling gebrachtes Beispiel ist der Vergleich der Entwicklung der Eisen- und Stahlindustrie in Großbritannien und Deutschland. Britische Eisentechnologie habe sich zunächst im frühen 19. Jahrhundert in Deutschland darum nicht durchsetzen können, weil abweichende Ressourcenausstattung und unterschiedliche Nachfragestruktur es ökonomisch profitabler machte, an traditionellen Technologien festzuhalten. Erst ab den 1830er Jahren trat eine Konvergenzphase ein, die jedoch im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wieder von einer Divergenzperiode

abgelöst wurde. Kartell- und Schutzzollpolitik im Deutschen Reich erwiesen sich nun als erfolgreicher als der offene Markt in Großbritannien. Im wesentlichen waren es also divergente "institutions" - im Sinn der Neuen Institutionenökonomie - die die Industrialisierungspfade wieder trennten, womit die Qualität des institutionengeschichtlichen Ansatzes auch an diesem Beispiel bestätigt wird.

Die Arbeiten von John Komlos standen in den letzten Jahren im Zeichen des Versuchs, anthropometrische Methoden für die Wirtschaftsgeschichte fruchtbar zu machen. Sie haben bei Komlos jedoch zu keiner prinzipiellen Hinterfragung ökonomischer Theorie geführt. Im Gegensatz zu den zuvor angeführten Beispielen hält Komlos in seinem Beitrag über das sogenannte "Early-Industrial-Growth-Puzzle" an einer durchaus konventionellen (neoklassischen) Betrachtungsweise fest. Wie er anhand eines anthropometrischen Ansatzes am Beispiel des "Wohlstandsindikators" Körpergröße zeigen kann, entwickeln sich Indikatoren des "biologischen Lebensstandards" - was darunter genau zu verstehen ist, wird leider nicht erklärt! - ganz im Gegensatz zum Pro-Kopf-Einkommen in frühen Phasen der Industrialisierung nach unten. Diesen scheinbaren Widerspruch versucht er in der Folge ausschließlich ökonomisch zu erklären, wobei er sich bei seiner Analyse auf jene Gruppen stützt, die dem allgemeinen Abwärtstrend der Körpergröße nicht folgten - nach derzeitigem Forschungsstand europäische Aristokraten, US-amerikanische Studenten der Mittelschicht und erwachsene männliche Sklaven.

Tatsächlich können die von ihm angeführten Effekte wohl einen Teil des Puzzles erklären. Offensichtlich war der Anstieg des Pro-Kopf-Einkommens ungleich verteilt, und die relativen Preise der Nahrungsmittel stiegen zu Beginn des modernen Wirtschaftswachstums an, was zu einer Substitution geführt ha-

ben mag. Ebenso spielten Effekte der Einkommensvariabilität und der Marktintegration eine gewisse Rolle. Die zunehmende regionale Arbeitsteilung hatte offensichtlich auf die Qualität der Ernährung, zumindest in den Unterschichten, einen negativen Effekt. Auch dürften abnehmende Grenzerträge in der Landwirtschaft und die Zunahme von Kinderarbeit eine Rolle gespielt haben. Das Defizit in Komlos Argumentation besteht allerdings darin, daß er, obwohl er sich einer außerökonomischen Disziplin bedient, außerökonomische Faktoren - klimatische Bedingungen, epidemiologischen Wandel - zwar anführt, ihnen letztlich jedoch keinen entscheidenden Einfluß auf anthropometrische Maße zubilligt. So schätzt er den Einfluß von Seuchen gering ein, da er angeblich alle Gesellschaftsschichten im ähnlichen Maß betroffen hat. Genau das war, wie etwa Richard Evans am Beispiel der Cholera in Hamburg anschaulich zeigen konnte, nicht der Fall, zumal Personen mit besserem Ernährungszustand eine deutlich bessere Überlebenschance beim Ausbruch von Epidemien, die den gastro-intestinalen Bereich betrafen, hatten.

Die Schlußfolgerung des Autors, daß das "*Early-Industrial-Growth-Puzzle*" mit Hilfe konventioneller ökonomischer Theorie erklärt werden kann (S. 195), scheint

daher doch etwas gewagt. Vielmehr dürfte auch im Fall der sich anthropometrischer Methoden bedienenden Wirtschaftsgeschichte ein höheres Maß an Interdisziplinarität - konkret in Richtung einer historischen Demographie, die sich zunehmend von der ökonomistischen malthusianischen, in homöostatischen Gleichgewichten argumentierenden Tradition befreit, und einer Sozialgeschichte der Medizin, die sich jener komplexer Wirkungsmechanismen, welche die menschliche Morbidität und Mortalität bestimmen, bewußt wird - notwendig sein. Was Komlos in seinem Beitrag jedenfalls nicht genügend berücksichtigt, ist die Ambivalenz und Komplexität von Modernisierungsoffensiven, deren Wirkung durch den Einfluß biologischer Variablen - mikrobiologische Veränderungen der Virulenz von Krankheiten - mitbeeinflußt wurde. Dennoch bleibt unbestritten, daß die Anthropometrik wertvolle Impulse für die Wirtschaftsgeschichte zu bieten hat.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, daß der Sammelband eine ganze Reihe äußerst anregender und innovativer Ansätze in der Wirtschaftsgeschichte präsentiert, die auch für manchen Ökonomen wertvolle Hinweise liefern könnte.

Andreas Weigl